GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

„Mutti spült, Papa arbeitet“ : Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht

Degele, Nina

2003

https://doi.org/10.25595/1706

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, Nina: *„Mutti spült, Papa arbeitet“ : Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 9 (2003) Nr: 13, 175-193. DOI: https://doi.org/10.25595/1706.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Nina Degele

„Mutti spült, Papa arbeitet“. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht

1. Einleitung

Wie kommt es, dass Menschen miteinander auskommen? Die Frage nach dem ‚Wie‘ sozialer Ordnung ist eine Lieblingsfrage der Soziologie: Wie ist Gesellschaft möglich? Antworten dafür gibt es viele: Es sind Normen und Werte, die unsere Gesellschaft zusammenhalten, es sind Machtstrukturen, die für Ordnung sorgen, es können aber auch Grenzziehungen sein, die ein soziales Miteinander möglich machen: Die einen sind drinnen, die anderen draußen. ‚Boundary work‘ heißt das in der Soziologie. Mit dieser Brille bewaffnet kann man etwa nach der Abgrenzung von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft, InsiderInnen und OutsiderInnen, modernen, vor- oder nachmodernen Gesellschaften fragen und vielem mehr. Wenn zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Ordnung zwischen Individuen, Gruppen, Handlungslogiken und Systemen Grenzen gezogen werden, liegt darüber hinaus eine Frage nah: In welchem Zusammenhang stehen Differenz und Hierarchie bzw. Ungleichheit? Konkret auf Geschlechterfragen bezogen: Welche gesellschaftliche Bedeutung hat die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern? Die Furcht vor einer Verwischung geschlechtlicher Grenzen hat Gayle Rubin vor einem Vierteljahrhundert als *sameness-taboo* bezeichnet: Männer und Frauen können tun, was sie wollen, solange es nur unterscheidbar ist und damit in Hierarchien überführt werden kann. Beispiele für symbolische Markierungen von Grenzen sind Kleiderordnungen, räumliche Separierungen oder auch – und das ist ein Zentralthema einer Soziologie der Geschlechterverhältnisse – die Aufteilung von Arbeit in männliche und weibliche Tätigkeiten: Hier werden minimale Differenzen als auffällige Unterscheidung in Szene gesetzt „und diese wiederum in Ungleichheit transformiert“.[1] Wie sieht es also mit dem Zusammenhang von sozialer Ordnung, Grenzziehungen und Geschlecht aus? Zur Präzisierung dieser Frage und einiger Antworten dazu werde ich im folgenden Stationen auf

dem Weg zu einer Soziologie der Geschlechterverhältnisse markieren (2), den Zusammenhang von Geschlecht und Arbeit skizzieren (3), um die vorgestellten Befunde und Erklärungen abschließend in einen gesellschaftstheoretischen Kontext zu stellen (4).

2. Zur Soziologie der Geschlechterverhältnisse

Seit der Entstehung der zweiten Frauenbewegung in den späten sechziger Jahren lassen sich für die akademische Frauen- bzw. Geschlechterforschung grob zwei Phasen unterscheiden: Eine frühe Welle der siebziger und frühen achtziger und eine nächste Welle der späten achtziger und neunziger Jahre. Die frühe Welle war erstens damit beschäftigt, den androzentrischen Bias in der Soziologie zu hinterfragen. Frauen wurden in das Zentrum der Analyse gestellt, Geschlecht, als soziale Konstruktion entdeckt.[2] Vor allem in industrie-, organisations- und ungleichheitssoziologischen Forschungen ging es darum, blinde Flecken der Forschung zu füllen, Dimensionen von Frausein und Weiblichkeit als zusätzliche Perspektive in die Wissenschaft zu bringen.[3] Zweitens wurde Geschlecht nicht mehr lediglich als Variable sondern als theoretische Kategorie für die Zuweisung von sozialem Status gesehen:

> „[Geschlecht] erklärt als soziale Strukturkategorie Machtstrukturen auf der Ebene von Geschlechterbeziehungen und ihnen innewohnende Kräfteverhältnisse, die Unterdrückungs- und Ausgrenzungsphänomene sowie Benachteiligungen von Frauen beinhalten".[4]

Geschlechterverhältnisse sind mit anderen Worten Zuweisungsmechanismen für Lebenschancen. Drittens waren in dieser Zeit ‚Patriarchat' oder ‚patriarchale Gesellschaft' die Label der Wahl. Feministische Theoretikerinnen operierten mit der Universalkategorie ‚Frau' – sei es im Kontext kapitalistischer oder patriarchaler Gesellschaften – und der dichotomen Unterscheidung ‚männlich' vs. ‚weiblich'. Damit beabsichtigten sie, geschlechtsspezifisches Denken, Moral, Zugang zur Technik usw. zu identifizieren. Der Fokus der Betrachtung war somit der Blick auf Unterschiede *zwischen* den Geschlechtern.

Die ‚zweite Welle' der späten achtziger (USA) und neunziger Jahre (deutschsprachiger Raum) richtete ihre Kritik nicht nur gegen androzentrische gesellschaftliche Verhältnisse, sondern auch gegen Universalisierungen und Essentialisierungen der ersten Welle.[5] Für diese Phase sind ebenfalls drei Merkmale wesentlich. Erstens wurde Geschlecht kontextualisiert, d.h. in den Zusammenhang von Identitätsfragen, interaktiven Leistungen und Organisationsstrukturen gestellt (‚feminized organization'). Prägende Begriffe

dabei waren und sind ‚Geschlechterverhältnisse', ‚Geschlechterdifferenz', ‚Geschlechterbeziehungen', ‚System kultureller Zweigeschlechtlichkeit' oder ‚soziale Konstruktion von Geschlecht'. Das Resultat ist eine Pluralisierung: Weiblichkeiten statt Weiblichkeit, Identitäten statt Identität, Geschlechter statt Zweigeschlechtlichkeit. Zweitens wurden Unterschiede zwischen Frauen enttabuisiert und deutlicher sichtbar. Spätestens zu Beginn der neunziger Jahre war offenkundig geworden, dass jeder Versuch, ‚Frauen' auf eine vereinheitlichende Form zu bringen, die Erfahrungen einer Mehrheit der weiblichen Population ausschließen musste. Dass die weiße Mittelschichtsfrau für alle Frauen schlechthin gesprochen hatte, machte Hazel Carby[6] mit ihrer Anfrage an weiße Mittelklasse-Feministinnen deutlich: „what exactly do you mean when you say WE?"[7] Solche Enttabuisierungen führten drittens zu theoretischen wie auch empirischen Verunsicherungen, was sich in der ‚*sex-gender*-Debatte' niederschlug: Die Kategorie von *sex* als biologischem Geschlecht ist selbst eine kulturelle Frage bzw. Konstruktion, nicht nur *gender* als soziales Geschlecht.[8] Was nun also zur Disposition stand, war nicht weniger als die geschlechtliche Bipolarität schlechthin. Die unterstellte ‚Natur der Zweigeschlechtlichkeit' mutierte zum kulturellen Produkt, zum Ergebnis von Zuschreibung und Darstellung, einer Inszenierungsleistung. Die scheinbar natürliche Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit ist seither ihrer Natürlichkeit entkleidet; die Geschlechterklassifikation gilt als generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung und Hierarchie.

Zusammenfassend teilt eine durch die Frauenbewegung und -forschung inspirierte Soziologie der Geschlechterverhältnisse[9] drei Merkmale: Erstens würdigt sie den durchdringenden und prägenden Einfluss von Geschlecht auf das soziale Leben. Geschlecht ist also eine Strukturkategorie zur Analyse des Sozialen. Zweitens reflektiert sie das Verhältnis von ForscherIn und Erforschten, was sich in einem spezifischen Methodenverständnis (Methodologie) niederschlägt. Ziel ist dabei, die eigene soziale Gebundenheit in der Forschung zu berücksichtigen und eine herrschaftsfreie Beziehung zwischen ForscherIn und Erforschtem herzustellen. Drittens entlarvt eine solche Forschung Geschlechterverhältnisse als kulturell und sozial überformt. Alles, was als ‚natürlich' erscheint, steht unter ‚Bedingtheitsvorbehalt', gilt es also zu hinterfragen: Dass aus der Gebärfähigkeit von Frauen gesellschaftliche Formen der Kleinfamilie und der Zwangsheterosexualität abgeleitet werden, ist keineswegs zwangsläufig, sondern bereits schon ein Effekt bestehender Machtstrukturen. Geschlechterverhältnisse sind historisch entstanden, sozial hergestellt und damit auch veränderbar. Solche aufzuzeigen ist Ziel von *Gender Studies*[10].

Aus der Kritik androzentrischer Wissenschaftspraxis heraus sind drei Entwicklungslinien feministischer Theoriebildung hervorgegangen, nämlich

Standpunkttheorien, diskurstheoretische und konstruktivistische Ansätze. Allen Dreien geht es darum, die Geschlechterdifferenz und ihre Auswirkungen auf die Produktion von Wissen und Gesellschaft zu theoretisieren.[11] Während die Standpunkttheorien vor allem auf materiale Gesellschaftstheorien wie den Marxismus rekurrieren, sind diskurstheoretische Ansätze sehr viel stärker geisteswissenschaftlich geprägt, nämlich von Semiotik und Poststrukturalismus. Konstruktivistische Arbeiten schließlich stehen in der soziologischen Tradition der Ethnomethodologie und betonen den Aspekt des interaktiven Tuns bei der Herstellung von Geschlecht.

Standpunkttheorien stellen Betroffenheit, Parteilichkeit und Praxisbezug in den Mittelpunkt ihrer Forschung. Zentraler Bezugspunkt der deutschsprachigen Diskussion waren die „methodologischen Postulate zur Frauenforschung," in welchen Maria Mies (1994) eindringlich für Parteilichkeit und Empathie als forschungsleitende Prinzipien votiert hat.[12] Standpunkttheorien stehen marxistischen Theorien teilweise nahe, teilen sie mit Selbiger doch die Annahme, dass Erkenntnis und Interesse intern miteinander verwoben sind und dass es keine universal gültige Erkenntnis gibt. Im Unterschied dazu sehen sich Standpunkttheorien freilich nicht als Anwältinnen für die Arbeiterschaft sondern für Frauen. Unterstellt wird dabei ein gemeinsames Interesse von Frauen qua Frausein, die Kategorie Geschlecht wird nicht hinterfragt.

Diskurstheoretische Ansätze sind neueren Datums. Sie entstanden zu weiten Teilen als Reaktion auf die unhaltbaren Universalisierungsannahmen und Essenzialismen der ersten Welle und stehen in der dekonstruktiv psychoanalytischen, literaturwissenschaftlichen und historischen Tradition von Jacques Derrida, Luce Irigaray, Julia Kristeva und Michel Foucault. Vor dem Hintergrund, dass Diskurse Bedeutungen und damit gesellschaftliche Realität produzieren, dekonstruiert ihre bekannteste Vertreterin Judith Butler (1990) etwa symbolische Ordnungen wie die Zweigeschlechtlichkeit und die Kategorie Frau als sprachliche und damit kulturelle Konstrukte. Eines ihrer Argumente lautet, dass ‚Frau' und ‚Mann' soziale Kategorien sind, die sehr viel mehr in Beziehung zu- und Abgrenzung voneinander definiert werden als auf der Grundlage vorsozialer biologischer Wesensbestimmungen. Ist die Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht aber eine kulturell konstruierte Ideologie, interessiert folglich, welche subtilen Machtmechanismen und Interessen hinter solchen Kategorien stecken.

Konstruktivistische Arbeiten zur interaktiven Herstellung von Geschlecht schließlich basieren auf einer ethnomethodologischen „Entselbstverständlichung des Selbstverständlichen".[13] Gemeint ist damit, dass Alltagswissen wie das Wissen um zwei Geschlechter als Begründungsressource zurückgewiesen

und statt dessen der tatsächliche empirische Prozess des *doing gender* analysiert wird. Zu den alltäglichen, unhinterfragten Selbstverständlichkeiten zählen vor allem vier Annahmen.[14] Erstens sei die Menschheit zweigeschlechtlich organisiert (und nur das), zweitens entschieden körperliche, insbesondere genitale Merkmale über die Zugehörigkeit zum einen oder anderen Geschlecht, drittens sei die Geschlechtszugehörigkeit exklusiv (es gebe keine doppelte Zugehörigkeit) und viertens sei die Geschlechtszugehörigkeit zugeschrieben und invariant. In konstruktivistischer Perspektive dagegen ist Zweigeschlechtlichkeit eine soziale Konstruktion, eine kulturelle Performanz oder eine interaktive Leistung.

Alle drei Ansätze teilen die Annahmen der zentralen Bedeutung von Geschlecht für die Ordnung des Sozialen wie auch der historischen Gewordenheit und Wandelbarkeit dieser Kategorie und thematisieren den Zusammenhang von Differenz und Ungleichheit. In diesem Sinn ist eine Soziologie der Geschlechterverhältnisse eine ‚Verunsicherungswissenschaft' par excellence. Schließlich war die Soziologie vor hundert Jahren einmal mit dem Programm angetreten, beobachtbare Ungleichheiten konsequent als soziale statt als naturgegebene zu analysieren.

Die Öffnung der Soziologie hin zu einer Soziologie der Geschlechterverhältnisse hat auch methodische Konsequenzen für die empirische Forschung. Frauen- und GeschlechterforscherInnen berufen sich heute ganz selbstverständlich auf die verschiedensten wissenschaftlichen Paradigmen und verwenden eine breite Palette von Methoden. Damit entziehen sie dem Vorwurf den Boden, Frauen bevorzugten qualitative, d.h. nicht-standardisierte Methoden, weil sie weniger Abstraktion erfordern, eine tiefere Beziehung zum erforschten Subjekt ermöglichen und weibliche Forschungsskills mehr berücksichtigen. Konsequenterweise seien für die reputierte, quantitative Forschung Männer, für die weiche Nischenforschung dagegen Frauen zuständig. Diese behauptete Affinität von Frauen- bzw. Geschlechterforschung zu qualitativen Methoden hat die Diskussion lange beschäftigt und kann mittlerweile so entschieden werden: Es gibt keine spezielle Methode in der Frauenforschung (alle ‚weichen' Methoden von der Aktionsforschung bis zur teilnehmenden Beobachtung wurden unabhängig von der feministischen und genderspezifischen Forschung entwickelt und angewandt). Was es aber sehr wohl gibt, ist eine spezielle Methodologie,[15] nämlich als

> „die Reflexionsebene wissenschaftlichen Vorgehens, auf der die Grundentscheidungen darüber fallen, wie Sozialforschung mit ihrer Reflexivität

> umgeht, d.h. mit dem Umstand, dass ihre gesellschaftliche Bedingtheit mit zu ihrem Forschungsbereich gehört, und die Forschung selbst immer beeinflußt".[16]

Dabei sind drei Punkte zu unterscheiden.

Zunächst entwickelt sich die Frauen- bzw. Geschlechterforschung in Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Wissenschaft vor allem als Wissenschaftskritik und in der Auseinandersetzung mit herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen als Gesellschaftskritik. Sodann lokalisiert sie den/die ForscherIn im Netzwerk der geschlechtsspezifischen Sozialbeziehungen; prinzipiell gelten alle sozialen Phänomene als ‚geschlechtlich kontaminiert', auch scheinbar formal operierende Organisationen oder die Suche nach wissenschaftlicher Wahrheit. Schließlich geht mit einer genderspezifischen Methodologie ein spezifisches Bewusstsein einher, das den eigenen Standpunkt im Forschungsprozess reflektiert und beispielsweise bewusstseinsbildende Techniken als Forschungsmethoden anwendet.

Im Rahmen dieser Gemeinsamkeiten hat sich dennoch ein Wandel von einer feministischen Methodologie zur einer Methodologie der Geschlechterverhältnisse vollzogen.[17] Er ist gekennzeichnet durch den Übergang von einer Betroffenheitsforschung zu einer sozialkonstruktivistischen Perspektive; von einer engen Verzahnung von wissenschaftlicher Forschung und politischer Praxis zu einer stärkeren Betonung der Differenz von Wissenschaft und Lebenspraxis; von einer Orientierung am Modell der Aktionsforschung zu einer stärkeren Unterscheidung der Logiken von Begründungs- und Verwertungszusammenhang; von einer Erforschung von Weiblichkeit(en) und weiblichen Lebenszusammenhängen zu einer Akzentuierung des relationalen Charakters von Geschlecht und einer Ausdehnung des Interesses auf Männlichkeit(en) und Männerwelten. Man kann dies als Verwässerung feministischer Inhalte, ebenso aber auch oder noch mehr als *mainstreaming* im Sinne einer Professionalisierung der Geschlechterforschung und Versachlichung der Diskussion bezeichnen.

3. Geschlecht und Arbeit

Wie sieht es nun mit dem Verhältnis von Geschlecht und Arbeit aus? Sowohl in traditionalen, also auf Familienwirtschaft beruhenden, wie auch in modernen, auf der Trennung von Haus und Arbeitsstätte fußenden Gesellschaften herrscht eine patriarchale Grundordnung vor: Männer tun anderes als Frauen und Männerarbeit ist höher bewertet. Geschlechtsspezifische – oder allgemeiner: ge-

schlechtliche – Arbeitsteilung basiert auf der Trennung zwischen produktiver, d.h. entlohnter, und reproduktiver, d.h. nicht entlohnter Hausarbeit. Weil in der kapitalistischen Gesellschaft nur zählt, was monetär verrechnet werden kann, gilt Hausarbeit nicht als Arbeit. Die Familie erscheint als ‚Rollenverstärker' scheinbar natürlicher Geschlechterbeziehungen, bei denen Frauen und Männer sich wechselseitig ergänzende Rollen spielen. Die Frau ist für das Heim, der Mann für die Welt draußen prädestiniert. „Mutter spült, Vater arbeitet", so heißt es in einer Geschichte in einem Schulbuch für die Grundschule,[18] wo der ‚gewöhnliche Tagesablauf' aus der Sicht eines Mädchens beschrieben wird. Quintessenz dabei: Die konkrete Verrichtung der Hausarbeit wird Nicht-Arbeit genannt, die nicht konkret benannte Tätigkeit des Mannes dagegen Arbeit. Arbeit und Nicht-Arbeit sind dabei keine zwei wertfreien Kategorien. Vielmehr wird Hausarbeit als Nicht-Arbeit abgewertet. So gehen Berechnungen der UNO davon aus, dass weltweit 70 Prozent aller Arbeit von Frauen geleistet wird, während sie nur mit zehn Prozent am Einkommen beteiligt sind, aber nur ein Prozent der produktiven Ressourcen besitzen.[19]

Hausarbeit erscheint in dieser Perspektive als reproduktive Tätigkeit ohne eigenen gesellschaftlichen Wert. Als Folge findet eine Transformation von biologischen Unterschieden in soziale Benachteiligungen und gleichzeitig eine Ideologisierung statt: Frauen werden von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen, weil sie mit Familie und Haus ohnehin genug zu tun haben, weil sie den Männern sonst die Arbeitsplätze wegnehmen, weil sie im Innersten ihres Herzens lieber zu Hause bleiben, weil es ihre Bestimmung ist... Wie kommt es zu einer solchen Ideologisierung und Abwertung weiblicher Arbeit, die ja kein Spezifikum der Hausarbeit ist, sondern sich in der Erwerbsarbeit fortsetzt?

Mit der Verbindung zwischen den beiden Sphären, der öffentlichen Berufs- und der privaten Hausarbeit, setzt sich das Konzept der doppelten Vergesellschaftung auseinander. Regina Becker-Schmidt (1987a, b) entwickelt eine solche Verbindung über den Begriff der Vergesellschaftung. Einfache Vergesellschaftung meint die Einbindung von Menschen in die Produktionsbedingungen, thematisiert also den Klassenaspekt. Neben dieser Zurechnung ist aber ein zweiter Vergesellschaftungsmodus von Bedeutung, nämlich der über das Geschlecht. Was heißt das?

In jeder gesellschaftlichen Hierarchie nehmen Frauen die untersten Ränge ein oder, wie Becker-Schmidt es formuliert:[20] „Innerhalb jeder sozialen Klasse gibt es noch einmal eine Unterschicht: die Frauen." Klassen- und Geschlechterhierarchie wirken dabei wechselseitig verstärkend ineinander, man kann sie als positiv rückgekoppelt bezeichnen. Als Kritik an Marx lässt sich diese doppelte Bestimmung auch anders formulieren: Frauen sind als geschlechtslose Wesen

reine Arbeitskraft im Bereich der Lohnarbeit. Als geschlechtliche Wesen sind sie durch private Reproduktionsarbeit definiert. Frauen sind somit doppelt vergesellschaftet, indem sie an Produktion wie auch Reproduktion beteiligt sind. Sie sind gleichzeitig doppelt unterdrückt, was in der ungleichen Verteilung und Bewertung von Arbeitsfeldern sichtbar wird. Sozialstrukturelle Verfestigungen solcher Ungleichheiten werden etwa daran deutlich, dass Frauen nur zu vier Prozent in Führungspositionen zu finden sind. Umgekehrt gilt:

> „Je randständiger ein Aufgabenbereich, je weniger Aufstiegsmöglichkeiten es gibt und je weniger einflussreich eine gesellschaftliche Gruppe ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen in diesen Feldern vertreten sind".[21]

So verwundert es nicht, dass 1989 etwa 67 Prozent der Frauen in nur zehn Berufsgruppen tätig waren; die meisten Frauen arbeiteten in Verwaltungs- und Büroberufen (als Sekretärinnen), als ‚Warenkaufleute' (Verkäuferinnen) und in Gesundheitsberufen (als Krankenschwestern und Sprechstundenhilfen).[22] Weibliche und männliche Arbeits- und Berufsrealitäten sind – das ist hier die entscheidende Beobachtung – in hohem Maße segregiert.[23] Segregierte Berufe sind solche, bei denen der Anteil des anderen Geschlechts unter 30 Prozent liegt. Jede Arbeit ‚hat' also ein bestimmtes Geschlecht[24], und diese spiegelt das gesamtgesellschaftliche Kräfteverhältnis der Geschlechter recht genau wider. Dabei lassen sich vier Faktoren unterscheiden, welche die Stellung von Frauen in der Arbeitswelt maßgeblich beeinflussen:

Erstens werden Fähigkeiten und Kompetenzen von Frauen geleugnet oder abgewertet. Dahinter steht eine Inhaltsunabhängigkeit der Geschlechtszuschreibung von Berufen. Das heißt, dass verschiedene Aspekte ein- und derselben Tätigkeit selektiv hervorgehoben werden können, wodurch Berufe fast beliebig zu typisch männlichen oder weiblichen werden.[25] Wichtiger als der jeweilige Inhalt der Arbeit ist

> „die in der prinzipiell dualistischen Form der Geschlechterstereotype verankerte Qualität, Distanzen und Dominanzverhältnisse anzuzeigen, die sich mit unterschiedlichen ‚Inhalten' verknüpfen können".[26]

Funktionalisiert wird also die Logik binärer Klassifikationen, welche die inhaltliche Variabilität für die Legitimation und Aufrechterhaltung bestehender Machtverhältnisse nutzt. Anders formuliert: Auch wenn die Inhalte bei geschlechtsspezifischen Gebieten wechseln, bleibt die geschlechtshierarchische Positionierung in der Regel unangetastet.

Zweitens werden Frauen als Eindringlinge in die (männliche) Arbeitswelt betrachtet. Das gilt umgekehrt weit weniger, wie es etwa Studien zu männlichen Krankenschwestern belegen.[27] Ein männliches Interesse an ‚weiblichen' Berufen sorgt vielmehr für eine Aufwertung der damit verbundenen Tätigkeiten.

Drittens agieren Männer in Seilschaften, verstehen sich aufs Kungeln und nutzen die Vorteile von Mentorenschaften (Allmendinger u.a. 1996) – männliche Arbeitszusammenhänge sind stärker paternalistisch geprägt. Weil Vorgesetzte ihre MitarbeiterInnen und NachfolgerInnen oft nach einem Ähnlichkeitsprinzip fördern, fallen Frauen bei den männlichen Chefs häufig durch die Beförderungsmaschen. Ebenso sind Männer in Führungspositionen gegengeschlechtlicher Berufe wie der Krankenpflege nie unterrepräsentiert, eher im Gegenteil. Als Folge reproduzieren sie die bestehenden Verhältnisse und sichern ihre Macht und Privilegien.

Schließlich hat Segregation der Geschlechter bei der Arbeit noch eine ideologische Funktion: Sie verschleiert, dass es sich um Ausbeutung handelt. Denn sie macht es leichter, die gleiche Bezahlung von Frauen zu verhindern. Dazu ein Beispiel aus der französischen Druckindustrie:[28] Ein Vorhang trennt männliche und weibliche Arbeitsplätze. Die Terminals der Männer sind mit einem Kabel mit dem Zentralcomputer verbunden, die der Frauen nicht. Die gleiche Arbeit der Frauen gilt als unqualifizierter und wird schlechter bezahlt. Mit dem Wegfallen formaler Grenzen wird die Separierung der Geschlechter somit in zunehmendem Maß über symbolische Mittel hergestellt.

Für solche Segregationsbeobachtungen gibt es eine Reihe von Erklärungsvorschlägen. Ich greife drei Ansätze heraus, welche die heutigen Diskussionen maßgeblich angestoßen haben (*tokenism*) bzw. gegenwärtig prägen (Dominanzthese, Gefühlsarbeit).

Eine erste Erklärung für Segregationsphänomene wie die beschriebenen besteht darin, Ausgrenzung formal, also zunächst einmal als geschlechtsunabhängiges Minderheitenproblem zu fassen. Das hat Rosabeth Moss Kanter vor rund einem Vierteljahrhundert in ihrer wegweisenden Studie *Men and women of the corporation*[29] unternommen, in der sie Frauen in frauenuntypischen Organisationen analysiert. Sie bezeichnet Frauen in segregierten Bereichen mit einem Anteil unter 15 Prozent als *token*: „The term ‚token' reflects one's status as a symbol of one kind."[30] ‚Berufsdeviante' Frauen sind dabei mit drei Konstellationen konfrontiert. Erstens mit *overobservation*: Ständig sichtbar und beobachtet befinden sie sich in einem Dilemma, weil von ihnen sowohl Spitzenleistungen wie auch eine Demonstration von Inkompetenz (zur Vermeidung von Konkurrenzängsten) verlangt wird. Zweitens kommt es in segregierten Zusammenhängen zu Polarisierung bzw. Hierarchisierung: Differenz wird in

Ungleichheit übersetzt, und dabei werden (durchaus räumlich!) geschlechtshomogene Allianzen aufgebaut, zu denen die Minderheit keinen Zugang hat. Drittens findet eine Assimilation statt: Alles, was die *tokens* tun, wird vor der Folie dominanter Geschlechterstereotype wahrgenommen. Frauen sind nicht primär Berufsmenschen sondern Repräsentierende ihrer Geschlechtskategorie.

Eine zweite, über das formale Modell hinausgehende Erklärung liefert die machttheoretisch angelegte Dominanzthese.[31] Sie geht davon aus, dass die Definitions- und Zuweisungsmuster von männlicher und weiblicher Arbeit entlang gesellschaftlicher Hierarchien und Wertschätzungen vollzogen werden. Wenn Männer die Unterschiede zu Frauen in Arbeitszusammenhängen stärker betonen und Abweichungen innerhalb der eigenen Geschlechtsgruppe härter ahnden, geht es knallhart um Macht: *Doing gender* ist immer auch *doing male dominance* – die Geschlechtertrennung dient der Aufrechterhaltung männlicher Dominanz. Eine aktive Grenzsetzung wird erst dann nötig, wenn die Differenz nicht mehr von vornherein gewährleistet ist. Hier gibt es im strengen Sinn keine geschlechtsneutralen Berufe, weil der jeweilige Kontext immer spezifische Vorzeichen setzt: Wo eine berufliche Segregation fehlt (wie etwa in der Sachbearbeitung in Versicherungen), wird sie durch private Rollenteilung kompensiert. Formale werden häufig durch informelle Barrieren ersetzt. Mechanismen der Ab- und Ausgrenzung sind beispielsweise informelle Arbeitsteilung, sexuelle Belästigung, Bildung von geschlechtshomogenen Allianzen, traditionelle Geschlechterideologie.[32]

Eine dritte Erklärung liefert die amerikanische Emotionsforschung, genauer: die kalifornische Soziologin Arlie Hochschild.[33] Auch hier konzentrieren sich die meisten Studien zur Gefühlsarbeit auf den Dienstleistungsbereich, dessen bislang makrosoziologische und -ökonomische Ausrichtung auf diese Weise mikrotheoretisch erweitert wird. Untersucht wird nämlich, was eine solche Struktur von Arbeit und Arbeitsverhältnissen für den individuellen Gefühlshaushalt und dieser wiederum für die gesellschaftliche Organisation von Arbeit bedeutet. Dahinter steckt die Annahme, dass in vielen Berufen die Darstellung von Geschlecht ein wesentlicher Teil der Arbeit ist. Hier liegt auch die Schaltstelle für eine gesellschaftstheoretische Einbindung der Befunde, was dann im letzten Abschnitt erfolgen soll.

Zunächst aber zur Bedeutung von Gefühlsarbeit: Gefühlsarbeit ist für Dienstleistungsberufe mit KundInnen-, KlientInnen- und PatientInnenkontakt von grundlegender Bedeutung. Von Sekretärinnen, Bedienungen, Krankenschwestern, Stewardessen und Portiers wird erwartet, dass sie mit ihrem Publikum auf eine bestimmte Art und Weise umgehen. Hochschild etwa hat sich vor allem mit dem Anforderungsprofil, den Tätigkeiten und psychischen Belastungen von Stewardessen auseinander gesetzt. Dabei haben sich geschlechtsspe-

zifisch unterschiedliche Tätigkeitsfelder herausgebildet, welche traditionelle Formen der Arbeitsteilung gezielt in ihre Arbeitsplatzbeschreibungen einbauen und ausnutzen.

Stewardessen und Stewards decken beispielsweise ein unterschiedliches Gefühlsarbeitsspektrum ab. Stewardessen wird vor allem eines eingeschärft: *keep smiling*. In jeder Situation. Der Passagier ist immer König. Egal, wie unhöflich und unverschämt er sich benimmt. Stewardessen sind primär dafür verantwortlich, an Bord eine ‚Wohnzimmeratmosphäre' herzustellen und die Passagiere rundum zu verwöhnen. Dafür inszenieren sie strategisch das klassische weibliche Verhaltensrepertoire. Die Stewards dagegen springen ein, wenn Passagiere tatsächlich ausfallend werden und zur Raison gerufen werden müssen. Dafür greifen sie auf das Repertoire männlicher Körperlichkeit zurück. Dieser Fall ist pointiert. Männliche und weibliche Flugbegleiter folgen keinen natürlichen Impulsen, sondern einem von oben verordneten Skript. So explizit wie beim Fliegen ist das *gender*-Skript selten ausformuliert, implizit wirksam und ethnografisch rekonstruierbar sind hochprofessionalisierte Strategien der Gefühlsarbeit aber in zahlreichen anderen Tätigkeiten von der Hausarbeit über die Krankenpflege und Bedienung in Restaurants bis zur Personalberatung, juristischen Tätigkeiten in Anwalts/Anwältinnenkanzleien und Software-Entwicklung.[34]

Dieser Ansatz schlachtet ein goldenes Kalb der klassischen Geschlechterdichotomie von Gefühl vs. Verstand: Strategisches Kosten-Nutzen-kalkulierendes Verhalten ist keine Männerdomäne, Frauen verwenden eben mitunter andere Strategien. Ob sie spontan, natürlich, sozialisiert oder erlernt sind, ist damit freilich nicht entschieden.[35] Zumindest aber – und das gilt es hier festzuhalten – lässt der hohe Professionalisierungsgrad die inszenierte Geschlechterdifferenz als eine natürliche erscheinen.

4. Gesellschaftstheoretische Einbindung

Das letztgenannte Konzept der Gefühlsarbeit eignet sich am besten, eine Verbindung zu gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen herzustellen, die sich nicht allein durch die Kategorie Geschlecht erschließen lassen. Denn Gefühlskompetenz ist das eigentliche Kapital der Dienstleistungsökonomie. Gefühlsarbeit leisten heißt, Gefühle (positive wie auch negative) erzeugen zu können. Gefühlsarbeit ist ein „management of feeling to create a publicly observable facial and bodily display; emotional labor is sold for a wage and therefore has exchange value".[36] Hochschild bezeichnet das als Entwicklung von Gefühlsstrategien, welche den Beschäftigten zur Erreichung unternehme-

rischer Interessen abverlangt werden. Für Gegenwartsgesellschaften ist ein solcher funktionalisierter Umgang mit kommerziell verwertbarer und verwerteter Kompetenz charakteristisch. Neu dabei ist vor allem der gezielte Zugriff von Organisationen auf solches ‚emotionales Kapital'. Gefühlsarbeit ist somit weder der Welt der Arbeit noch der Welt des Privaten allein zuzuordnen. In Gefühlsarbeit fließen beide Sphären ineinander: traditionelle Rollenmuster, moderne Flexibilitätsanforderungen und eventuell sogar ihre postmoderne Inszenierung.[37]

Galt in den fünfziger Jahren für Marylin Monroe: „Arbeit ist auch eine Form der Liebe" und thematisierten Bock/Duden 1977 Arbeit als Liebe, ist Arbeit heute (strategische) Herzenssache geworden. Nicht mehr die zu umsorgenden Befindlichkeiten und Gefühle des Anderen stehen im Vordergrund, sondern das kompetente Management eigener Gefühle zum Zweck der Verwertung auf dem Markt. So führt Karin Hausen[38] die sukzessive Aufkündigung des Geschlechtervertrags auf harte sozialstrukturelle Daten zurück: Viele fürsorgende Leistungen, die bislang auf Frauenschultern lasteten, sind zu den bisherigen Konditionen nicht mehr zu haben, der Sozialstaat alter Ordnung ist nicht mehr finanzierbar. Die Bedeutung der Geschlechtsspezifik der Teilungen von Arbeiten, Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten wird zukünftig weiter abnehmen, zumal sich männliche und weibliche Arbeitsmöglichkeiten und Erwerbschancen weiter angleichen. Dies ist vor allem dem Rückgang des Normalarbeitsverhältnisses geschuldet: So gab es 1970 in Westdeutschland noch 84 Prozent Vollzeitstellen, im Jahr 2000 sind es nur noch 68 Prozent aller Arbeitsverhältnisse. Auf diesem Weg rücken Erwerbs- und Familien- bzw. Hausarbeit wieder näher zusammen. Ob sich damit neue, d.h. nicht-hierarchische Ausdrucksformen vor allem männlicher Differenzierungsbedürfnisse herausbilden, wird geschlechtersoziologisch eine der spannendsten Fragen der nächsten Jahre sein.

Anmerkungen

1 Bettina Heintz / Eva Nadai / Regula Fischer / Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997, S. 12.

2 Das englische Begriffspaar *sex-gender* fängt diese beiden Aspekte ein: *sex* bezieht sich auf das biologische, *gender* auf das soziale, kulturell und historisch geprägte Geschlecht.

3 Die Debatte um die gesellschaftliche Bedeutung der Hausarbeit etwa gehört hierher. Ebenso wurde Gewalt als ‚im Privaten' ausgeübte Männergewalt erst durch die Frauenbewegung und -forschung zum Thema.

4 Hannelore Bublitz: „Geschlecht", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 67.

5 Regina Gildemeister/Angelika Wetterer: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992.

6 Hazel Carby: „White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood", in: Centre for Contemporary Culture Studies (Eds.): *The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*, London 1982: 233.

7 Wissenssoziologisch ist das insofern interessant, als in differenzierten Gesellschaften, in denen auch Frauen unter den Differenzierungs- und Individualisierungszwang fallen, ein universalisierender Geschlechterbegriff historisch überholt ist. Eine dekonstruktivistische Kritik am universalistischen Geschlechterbegriff ist insofern auch und vor allem Ausdruck struktureller gesellschaftlicher Veränderungen. Vgl. auch Heintz u.a. 1997, S. 61.

8 Suzanne J. Kessler/Wendy McKenna: *Gender: An Ethnomethodological Approach*, New York 1978; Judith Butler: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York: 1990, dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

9 Unter Geschlechterverhältnis ist die Art und Weise zu verstehen, wie Beziehungen zwischen Männern und Frauen in bestimmten historischen Konstellationen gesellschaftlich organisiert und institutionalisiert sind (Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: „Einleitung", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995).

10 Das beispielsweise tut die Biologie oder Gynäkologie qua Wissenschaft nicht, auch wenn sie sich selbstverständlich mit Fragen zum Geschlecht beschäftigt.

11 Ruth Seifert: „Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an der Rationalität kein Weg vorbeiführt", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche.*

Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992, S. 257; Brigitte Brück/Heike Kahlert/Marianne Krüll/Helga Milz/Astrid Osterland/Ingeborg Wegehaupt-Schneider: *Feministische Soziologie. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 1997, S. 27f.

12 Ulla Bock hat 1988 die Debatte um die Postulate als „feministischen Positivismusstreit" bezeichnet (vgl. Brigitte Brück u.a. 1997, S. 35, auch S. 35-39).

13 Vgl. Harold Garfinkel: *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967; Suzanne J. Kessler/Wendy McKenna: *Gender: An Ethnomethodological Approach*, New York 1978.

14 Tyrell, Hartmann: „Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation", in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38/1986; Harold Garfinkel: *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967, S. 122ff.

15 Cornelia Behnke/Michael Meuser: *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Opladen 1999; Ursula Müller: „Gibt es eine ‚spezielle' Methode in der Frauenforschung?", in: *Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der FU Berlin vom 30.11.-2.12.83*, Frankfurt/M. 1984.

16 Ebd., S. 36.

17 Cornelia Behnke/Michael Meuser: *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Opladen 1999, S. 8.

18 Uta Klein: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie", in: Georg Kneer/Klaus Kraemer/Armin Nassehi (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1999, S. 205.

19 Ebd., S. 206.

20 Regina Becker Schmidt: „Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse", in: Ursula Beer (Hrsg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld 1987a, S. 191.

21 Hannelore Bublitz: „Geschlecht", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 72; vgl. auch: Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997, S. 16.

22 Uta Klein: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie", in: Georg Kneer/Klaus Kraemer/Armin Nassehi (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1999, S. 210.

23 Ann Game/Rosemary Pringle: *Gender at Work*, Sydney/Boston 1983.

24 Angelika Wetterer: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit", in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995.

25 Die Beliebigkeit der Inhalte, welche ‚die' Differenz ausmacht, darf natürlich nicht als solche in Erscheinung treten. Ob Sekretariatstätigkeiten oder die Arbeit des Schriftsetzens als männlich oder weiblich definiert werden, ist historisch sehr variabel: vor hundert Jahren etwa gab es durchgehend männliche Sekretäre.

26 Gudrun-Axeli Knapp: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen

zum ‚Gendering' von Arbeit und Arbeitsvermögen", in: Karin Hausen/Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München/Mering 1993, S. 31.

27 Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes,* Frankfurt/M. 1997; Christine Williams: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/Los Angeles 1989.

28 Nicole Drancourt-Maruani in: Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997, S. 225.

29 Rosabeth Moss Kanter: *Men and women of the corporation*, New York 1977a.

30 Rosabeth Moss Kanter: „Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women", in: *American Journal of Sociology*, 82/5, 1977b, S. 969.

31 vgl. Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997; Barbara Reskin/Patricia Roos: *Job Queues, Gender Queues: Explaining Women's Inroad into Male Occupations*, Philadelphia 1990; Ulrike Teubner: „Geschlecht und Hierarchie", in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M. 1992; Reinhard Kreissl: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000; Gudrun-Axeli Knapp: „Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995.

32 Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997, S. 39. Ein Problem dieser Erklärung besteht freilich darin, dass Männer tendenziell als gesellschaftliches Kollektivsubjekt gefasst werden. Dennoch stützen zahlreiche Untersuchungen die Dominanzthese: Differenzen werden dort betont, wo es formal keinen Unterschied mehr gibt. Männer grenzen sich stärker ab, weil Integration nur dort stattfindet, wo berufliche Vorteile erwartet werden, also in Frauenberufen. Wenn 70 Prozent der Männer, die einen Frauenberuf ergriffen haben, dort wieder aussteigen, aber nur 33 Prozent der Frauen, dann ist geschlechtsspezifische Segregation vor allem ein Männerproblem (Ebd., S. 233).

33 Arlie Russel Hochschild: *The managed heart: commercialization of human feeling*, Berkeley 1983; vgl. auch: Lisa Adkins: „Feminist Theory and Economic Change", in: Stevi Jackson/Jackie Jones (Hrsg.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998; Elaine Hall: „Waitering/Waitressing: Engendering the work of table serv-

ers“, in: *Gender & Society* 7/1993; Robin Leidner: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley and Los Angeles 1993; Jennifer Pierce: *Gender trials. Emotional lives in contemporary law firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.

34 vgl. Bettina Heintz/Eva Nadai/Regula Fischer/Hannes Ummel: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997; Robin Leidner: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley and Los Angeles 1993; Jennifer Pierce: *Gender trials. Emotional lives in contemporary law firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995; Nina Degele: „‚Gender lag‘– zum professionellen Umgang mit Unsicherheit“, in: Nina Degele/Tanja Münch/Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung*, Opladen 2001.

35 Zu einer Revitalisierung sozialisationstheoretischer Erklärungen für vergeschlechtlichtes Handeln siehe neuerdings Maihofer 2001.

36 Arlie Russell Hochschild: *The managed heart: commercialization of human feeling*, Berkeley 1983, S. 7.

37 Traditionalisierung und Modernisierung schließen sich also keineswegs aus. Modernisierung basiert auf einer versteckten vergeschlechtlichten Produktivität (Lisa Adkins: „Feminist Theory and Economic Change“, in: Stevi Jackson/Jackie Jones (Hrsg.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998, S. 42), die von strategischer Gefühlsarbeit bis zu Netzwerken der alten Männergeneration reicht, die ihre Ehefrauen zu Repräsentationszwecken mit sich führen, sich sonst aber von ihnen den Rücken für die wichtigen Dinge des Arbeitslebens freihalten lassen.

38 Karin Hausen: „Arbeit und Geschlecht“, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000, S. 354-359.

Literatur

Adkins, Lisa: „Feminist Theory and Economic Change", in: Stevi Jackson/Jackie Jones (Hrsg.): *Contemporary Feminist Theories*, Edinburg 1998, S. 34-49.

Allmendinger, Jutta u.a.: *Berufliche Werdegänge von Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft*: *Ausgangslage und Veränderungspotential*, Münchner Projektbericht Nr. 4., Institut für Soziologie, München 1996.

Becker-Schmidt, Regina: „Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse", in: Ursula Beer (Hrsg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld 1987a, S. 187-235.

Becker-Schmidt, Regina: „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung", in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*, Wien 1987b, S. 10-25.

Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli: „Einleitung", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 7-18.

Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Opladen 1999.

Bock, Gisela/Duden, Barbara: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus", in: *Frauen in Wissenschaft,* Berlin 1977, S. 118-199.

Brück, Brigitte / Kahlert, Heike/ Krüll, Marianne / Milz, Helga/ Osterland, Astrid / Wegehaupt-Schneider, Ingeborg: *Feministiche Soziologie. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 1997.

Bublitz, Hannelore: „Geschlecht", in: Hermann Korte/Bernhard Schäfers (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*, Opladen 1992, S. 59-78.

Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity,* New York: 1990, dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

Carby, Hazel: „White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood", in: Centre for Contemporary Culture Studies (Eds.): *The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*, London 1982.

Degele, Nina: „‚Gender lag'– zum professionellen Umgang mit Unsicherheit", in: Nina Degele/Tanja Münch/Hans Pongratz/Nicole Saam (Hrsg.): *Soziologische Beratungsforschung*, Opladen 2001, S.55-70.

Game, Ann/Pringle, Rosemary: *Gender at Work*, Sydney/Boston 1983.

Garfinkel, Harold: *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.

Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ih-

re Reifizierung in der Frauenforschung", in: Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201-254.

Gottschall, Karin: „Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation", in: Regina Becker-Schmidt/ Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 125-162.

Hall, Elaine: „Waitering/Waitressing: Engendering the work of table servers", in: *Gender & Society* 7/1993, S. 329-346.

Hausen, Karin: „Arbeit und Geschlecht", in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M. 2000, S. 343-361.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes: *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*, Frankfurt/M. 1997.

Hochschild, Arlie Russell: *The managed heart: commercialization of human feeling*, Berkeley 1983.

Kanter, Rosabeth Moss: *Men and women of the corporation,* New York 1977a.

Kanter, Rosabeth Moss: „Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women", in: *American Journal of Sociology* 82/5, 1977b, S. 965-990.

Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy: *Gender: An Ethnomethodological Approach*, New York 1978.

Klein, Uta: „Das Geschlechterverhältnis und die Soziologie", in: Georg Kneer/ Klaus Kraemer/Armin Nassehi (Hrsg.): *Zugänge zur Gesellschaft, Bd. 2: Spezielle Soziologien*, Münster 1995, S. 191-223.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum ‚Gendering' von Arbeit und Arbeitsvermögen", in: Karin Hausen/ Gertraude Krell (Hrsg.): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München/ Mering 1993, S. 25-46.

Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis", in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 163-194.

Kreissl, Reinhard: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist*, München 2000.

Leidner, Robin: *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*, Berkeley and Los Angeles 1993.

Maihofer, Andrea: „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze", in: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 12, 2001.

Mies, Maria: „Frauenbewegung und 15 Jahre ‚Methodische Postulate zur Frauenforschung'", in: Angelika Diezinger u.a. (Hrsg.): *Erfah-*

rung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg 1994, S. 105-128.

Müller, Ursula: „Gibt es eine ‚spezielle' Methode in der Frauenforschung?", in: *Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der FU Berlin vom 30.11.-2.12.83*, Frankfurt/M. 1984, S. 29-50.

Pierce, Jennifer: *Gender trials. Emotional lives in contemporary law firms*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.

Reskin, Barbara/Roos, Patricia: *Job Queues, Gender Queues: Explaining Women's Inroad into Male Occupations*, Philadelphia 1990.

Rubin, Gayle: „The Traffic in Women. Notes on the ‚Political Economy' of Sex", in: Linda Nicholson (Ed.): *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*, New York/London 1997, S. 27-62 (orig. 1975).

Seifert, Ruth: „Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an der Rationalität kein Weg vorbeiführt", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 255-285.

Teubner, Ulrike: „Geschlecht und Hierarchie", in: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*, Frankfurt/M. 1992, S. 45-50.

Tyrell, Hartmann: „Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation", in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38/1986*, S. 450-489.

Wetterer, Angelika: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit", in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.

Williams, Christine: *Gender differences at work: Women and men in nontraditional occupations*, Berkeley/Los Angeles 1989.